DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Samstag, den 21. Mai 1932

Nummer 27

Der Balzplatz.

Eine lustige Jägergeschichte von Fritz Skowronnek.

Einsam lag der Gasthof an dem Kreuzungspunkt zweier Landstraßen mitten in dem großen staatlichen Forst. Die jungen Grünröcke der umliegenden Reviere versammelten sich dort oft zu einem fröhlichen Umtrunk. Eines Abends, als die Tafelrunde sich noch um einige Förster und Hegemeister vermehrt hatte, wurde sie durch die Mitteilung überrascht, das betagte Ehepaar Weber hätte die Wirtschaft seinem Neffen und dessen Schwester Eva übergeben. Das Bedauern darüber wurde schnell gemildert, als sich die Geschwister vorstellten. Denn Eva Weber war das, was man in Ostpreußen eine „drugglige Marjell" nennt, ein vollschlankes Mädel mit rundlichen Gliedern und blanken dunklen Augen.

Sie stand schon in der Mitte der Zwanziger, war dafür aber eine tüchtige, erfahrene Hausfrau, deren Vorzüge ihre Gäste sehr bald verspürten. Da sich alle um Evas Gunst bewarben, taufte der Forstmeister Krummhaar den Gasthof den „Balzplatz". Eva lachte, als sie es erfuhr, denn sie war sich ihrer Anziehungskraft bewußt, verbarg sie aber so geschickt unter einer stillen Zurückhaltung, daß keiner der jungen Männer sich einer Bevorzugung rühmen konnte.

Eines Tages kam der Forstmeister in seinem Auto vorgefahren, trat ein und ließ sich ein Glas Bier geben. Er war ein stattlicher Witwer anfangs der Fünfziger, ein strenger, aber gerechter Vorgesetzter, bei dem seine Beamten gut aufgehoben waren. Dicht an der Oberförsterei hatte er einen Schießstand angerichtet und hielt darauf, daß seine Grünröcke dort an jedem Sonntagnachmittag eifrig nach der Scheibe schossen. Als Grund seines Erscheinens auf dem Balzplatz gab er an, daß er am übernächsten Sonntag seinen Geburtstag mit einem großen Festschießen zu feiern gedenke. Fräulein Eva oder ihr Bruder möchten sich dazu mit einem Vorrat von Getränken einfinden. Abends würde auf der Wiese ein Tänzchen folgen.

Evas Augen leuchteten auf, und unwillkürlich entfuhr es ihr: „Ach, Herr Forstmeister, ich habe ja schon einmal mit Ihnen getanzt."

„So? Wo und wann, wenn ich fragen darf?"

„Auf dem Schützenfest in Wisborinen vor zehn Jahren. Ich war damals noch ein unscheinbares Gissel von kaum achtzehn Jahren und wurde von keinem Tänzer beachtet. Da kamen Sie in Ihrer stolzen Uniform und forderten mich zum Tanz auf. Ach hat mir da das Herz gepuppert!"

Sie erglühte, schwieg und schlug die Augen nieder. Der Forstmeister schmunzelte: „Dann können wir ja die Erinnerung, die Sie so treu bewahrt haben, an meinem Geburtstag durch ein Tänzchen auffrischen. Ich bin mittlerweile ein alter Knabe geworden. Ich werde schon zweiundfünfzig."

„Ach, Herr Forstmeister, Sie sind doch noch nicht alt."

„Finden Sie? Das freut mich. Also ich bitte um den ersten Walzer. Diesmal werden Sie wohl nicht als Mauerblümchen die Wand zieren."

Dem Forstmeister schien ihre Gegenwart so zu behagen, daß er sich noch ein zweites Glas Bier geben ließ und mit Eva plauderte. Am Abend gab es ein großes Halloh, als das Mädchen mit schelmischem Lächeln den versammelten Grünröcken mitteilte, daß am Vormittag ein alter Hahn auf dem Balzplatz erschienen wäre. Und lachend fügte sie hinzu: „Ihr Herr Forstmeister war in höchst eigener Person hier."

Als die Heideläufer wieder unter sich allein waren, begann ein lebhafter Meinungsaustausch. Einer meinte, es sei doch nicht verwunderlich, daß der alte Herr sich die Henne auf dem Balzplatz habe ansehen wollen.

„Wenn sie ihm aber gefallen hat und er auch anfängt, hier zu balzen?" fragte der Zweite.

„Dann fallen wir alle hinten 'runter", meinte der Dritte trocken.

„Das glaube ich nicht", warf der Erste ein. „Ich meine, ihr wird nur die Wahl schwer, weil wir nicht einzeln, sondern immer in Rudeln hier auftreten."

„Was ist denn dagegen zu machen?" fragte Rohrmoser, der Vierte, mit seinem tiefen Baß.

„Sehr einfach", fuhr der Erste fort. „Wir lassen uns ‚Haut und Knochen' geben und knobeln es aus, wer als erster um sie werben darf. Die anderen ziehen sich zurück und lassen ihm acht Tage Zeit. Holt er sich einen Korb, dann tritt der zweite in Erscheinung und so weiter."

„Schämt Ihr Euch nicht, als Grünröcke und alte Soldaten, solch eine wichtige Entscheidung mit dem Knobelbecher austragen zu wollen?" brummte Rohrmoser. „Ich schlage vor, daß wir auf dem Festschießen, das der Alte an seinem Geburtstag gibt, einen Wettkampf mit der Kugel austragen. Zehn Schuß freihändig auf die Ringscheibe. Damit niemand merkt, worum es geht, setzen wir jeder einen Taler ein." Der Vorschlag fand allgemeine Zustimmung.

Zwei Tage später erschien der Forstmeister wieder. „Ich komme", so erklärte er Eva, „Sie zu bitten, für das Fest einen Kellner anzustellen. Es werden Kollegen aus den anderen Oberförstereien kommen. Da möchte ich nicht, daß Sie die Gäste bedienen."

„Aber weshalb denn nicht?" fragte Eva unbefangen. „Das ist doch mein Geschäft."

„Meine Bitte erfolgt mit Rücksicht auf meine Grünröcke, die hier vor Ihnen balzen", erwiderte der Forstmeister ernst. „Früher oder später werden Sie doch einem von ihnen Ihre Hand fürs Leben reichen."

„Ach so, ich verstehe", meinte Eva leise mit niedergeschlagenen Augen. Gleich darauf sah sie ihn lächelnd an. „Darf ich mich offen zu Ihnen aussprechen? Ich bin zwar nicht mehr die Jüngste, aber wenn ich unter die Haube kommen soll, muß mein Herz dabei mitsprechen."

„Und hat es noch für keinen der forschen Grünröcke gesprochen?" fragte der Forstmeister mit merkwürdiger Betonung.

„Nein, Herr Forstmeister."

„Na, dann hätte ein alter Hahn wohl noch weniger Aussichten, wenn er hier zu balzen anfinge?"

Eva wurde rot bis unter die Haarwurzeln, und anstatt darauf zu antworten, lief sie hinaus. Der „alte Herr" sah ihr etwas erstaunt nach, dann zog ein zufriedenes Lächeln über sein Gesicht. Schon am nächsten Vormittag erschien er wieder. Er brachte einen großen Strauß roter Rosen mit, den Eva vor Freude erglühend in Empfang nahm.

„Ich wollte mich erkundigen, ob Sie genügenden Weinvorrat für eine riesenhafte Bowle im Hause haben, wenn an meinem Geburtstag noch ein anderes Ereignis eintreten sollte, das begossen werden muß."

„Das weiß ich nicht, Herr Forstmeister, aber den Wein kann ja mein Bruder für alle Fälle besorgen."

„Ich bitte darum. Und nun geben Sie mir ein Glas Bier und leisten mir ein Weilchen Gesellschaft, das heißt, wenn ich Ihnen mit der Bitte nicht lästig falle."

„... Mein einziger Junge ist im Kriege gefallen", begann er zu sprechen, nachdem Eva sich zu ihm gesetzt hatte. „Meine Frau folgte ihm bald nach. Nur ich bin als alter Einspänner hier zurückgeblieben."

„Ach, Herr Forstmeister, Sie müssen sich doch nicht immer als so alt hinstellen", meinte Eva leise.

Der Tango des Mondes / Skizze von Kurt Miethke

Funkelnd von Lichtern glitt der Ozeandampfer durch den Abend.

Aus dem großen Salon ertönte Tanzmusik. Jedesmal, wenn die Tür geöffnet wurde, drangen ein paar glutvolle, hinreißende Klänge bis auf Deck und zerflatterten in der unendlichen Einsamkeit der Wasserwüste des Ozeans.

Auf dem Promenadendeck des Dampfers standen zwei Schatten und plauderten.

„Diesmal muß es klappen."

„Es wird klappen."

„Wer hat die Geschichte präpariert?"

„Der erste deutsche Fachmann. Und Sie wissen ja, auf diesem Gebiete sind die Deutschen prima prima."

„Also dann man tau!"

„Ich werde jetzt verschwinden. Die Baronin ist schon unten. Alle in Frage kommenden Passagiere gleichfalls. Heute abend müssen wir Erfolg haben."

„Good luck!"

„Bis nachher!" Der eine der Schatten löste sich vom anderen und verschwand.

Zwei Minuten später betrat der Passagier, der unter dem Namen James Welbreck in den Schiffslisten eingetragen war, den Tanzsalon. Die „Hijos de la Luna", eine erstklassige argentinische Tanzkapelle, spielte einen Tango.

Mister Welbreck blieb an der Tür stehen und sah auf das Menschengewühl. Der Saal war in dunkelrotes Licht gehüllt, nur hin und wieder funkelten Juwelen wie winzige Sterne auf.

Mister Welbreck freute sich.

Denn die Baronin tanzte. Und darauf kam es an. Es war sehr wünschenswert, daß sich die Baronin ins Menschengewühl hinein begab. Das gehörte zum Spiel. Und es gehörte auch zu dem Plan, daß die Kapelle möglichst viele Tangos spielte. Denn wenn ein Tango ertönte, dann war der Saal immer in roten Dämmerschein gehüllt und — Dunkelheit ist die Freundin der Diebe.

Der Tanz war zu Ende. Man blieb stehen und klatschte. Da intonierte die Kapelle ihren Originaltango, der sie berühmt gemacht hatte, den „Tango de la hermana luna". Und nun durchfloß blaues Licht den Saal. Man sah fast überhaupt nichts mehr.

Die Musik spielte meisterhaft. Wie aus geisterhafter Ferne klang die weiche Melodie, gedämpfte Klänge entführen den Guitarren und Banjos, und doch war der Rhythmus bestimmt und anfeuernd. Welbrecks Zigarette glimmte. Welbreck paßte auf. Seit seinem Kommen hatte niemand den Saal verlassen.

Als „Der Tango des Mondes" beendet war, flammte das Licht auf, und die Tänzer standen einen Augenblick geblendet.

Welbreck blinzelte und suchte die Baronin.

Ah, da stand sie. Aber — was war das?

Welbreck eilte mit ein paar schnellen Schritten auf sie zu und starrte sie verblüfft an. Ihr Tänzer, der sie auf ihren Platz begleiten wollte, mochte das wohl als aufdringliches Anglotzen empfinden, denn er setzte ein Monokel auf und sah Welbreck empört an. Der aber kümmerte sich nicht darum.

„Sie scheinen gar nicht mal etwas bemerkt zu haben, Baronin", sagte Welbreck.

Die Baronin sah ihn fragend an. Dann faßte sie nach ihrem Hals und stieß einen kleinen Schrei aus. „Mein Diamantenhalsband!" sagte sie entgeistert. „Schon! Ich hätte das nicht gedacht."

Welbreck klatschte in die Hände. Im gleichen Augenblick wurde die Tür von außen geschlossen.

Alles wurde aufmerksam.

Welbreck hob die Hand und begann zu sprechen. „Meine Damen und Herren! Dieser Dame wurde soeben ein Diamantenhalsband im Werte von fünftigtausend Dollar gestohlen. Seit dem Diebstahl konnte niemand der im Saale Anwesenden verschwinden, alle in Frage kommenden Personen sind noch versammelt. Meine Damen und Herren! Im Interesse der Sicherheit der Schiffahrt sehe ich mich gezwungen, eine Untersuchung anzustellen. Ich bin Polizeikommissar Welbreck aus Newyork, also . . ." Ein Gemurmel durchlief den Saal.

„Fürchten Sie nichts. Die Untersuchung wird nicht länger als eine halbe Minute dauern."

„Unmöglich!" sagte eine Stimme.

„Durchaus nicht unmöglich. In einer halben Minute werden wir wissen, wer der Dieb ist. Es sind schätzungsweise dreißig Personen hier versammelt, dazu kommen fünf Kellner und die Kapelle. Achtung! Die Untersuchung beginnt."

Welbreck klatschte von neuem in die Hände. Alles starrte neugierig ins Dunkel.

Nichts war zu sehen. Oder doch?

Was war das dort? Ein bläuliches, leuchtendes Etwas, glitzernd und magisch schwelend . . . Es schien mitten im Raum zu schweben, mitten in der Luft, frei und ohne Halt . . . Es sah märchenhaft schön und geheimnisvoll aus.

Aber niemand hatte Zeit zur Bewunderung. Eine Taschenlampe blitzte auf und leuchtete in der Richtung des seltsamen, glühenden Etwas.

Das Licht der Taschenlampe traf auf einen schlanken Herrn mit einem schwarzen Schnurrbärtchen, blieb auf dem schneeweißen, erschrockenen Gesicht liegen, und ein geisterhaftes Bild entstand: Das weiße Gesicht, das wie eine Maske wirkte, und darunter schwebend das bläulich glitzernde Geheimnis.

Dann wurde es wieder hell im Raum.

Welbreck schritt auf den Mann mit dem Schnurrbärtchen zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Im Namen des Gesetzes: Sie sind verhaftet!"

Dann griff er in die Brusttasche des Mannes und zog das blitzende Diamantenhalsband der Baronin hervor, das er dieser mit einer Verbeugung überreichte.

Der Dieb wurde abgeführt.

Die Passagiere atmeten auf, überall begann ein lebhaftes Gespräch.

Welbreck aber nahm noch einmal das Wort: „Meine Damen und Herren! Auf den Dampfern dieser Schiffahrtsgesellschaft sind in letzter Zeit häufig Diebstähle vorgekommen. Wir mußten ein Mittel finden, dem entgegen zu arbeiten. Die Frau Baronin hat sich auf unsere Bitte bereit erklärt, sich zu diesem Zweck ihr Diamantenhalsband stehlen zu lassen. Aber nicht, ohne das es von uns besonders präpariert worden wäre. Es wurde in eine Flüssigkeit getaucht, die bewirkt, daß es auch im Dunkeln leuchtet, ja, daß es sogar durch mehrere Tuchschichten hindurch sichtbar bleibt. Eine deutsche Erfindung, diese Flüssigkeit. Ich danke Ihnen allen, daß Sie durch Ihr eifriges Tanzen bei günstigem Licht den Diebstahl gefördert haben — den Diebstahl und damit die Ergreifung des Diebes!"

Lautes Beifallsklatschen ertönte nach dieser Ansprache. Und als dann die Musik noch einmal den „Tango des Mondes" spielte, ließ man Kommissar Welbreck mit der Baronin allein eine Ehrenrunde tanzen. Wobei man feststellen konnte, daß er nicht nur ein guter Kriminalist, sondern auch ein guter Tänzer war.

— „Kindchen, ich bin doppelt so alt wie Sie. Da hat man nicht mehr den Wagemut eines Jünglings. Unsere Bekanntschaft ist auch noch so kurz . . ."

„Aber, Herr Forstmeister", fiel Eva schelmisch lächelnd ein. „Wir kennen uns doch schon zehn Jahre."

Er lachte. „Leider mit Unterbrechung. Aber nun möchte ich die Bekanntschaft erneuern und öfter herkommen. Darf ich?"

Sie nickte stumm. Und er kam wieder. Täglich. Es war noch keine Woche verflossen, da holte er sich die Gewißheit, daß Eva ihn schon seit zehn Jahren treu im Herzen trug, und hielt bei ihrem Bruder um ihre Hand an. Aber erst an seinem Geburtstag sollte die Verlobung bekannt gegeben werden.

Es war ein strahlend schöner Sommersonntag, als sich die Grünröcke zu dem Festschießen versammelten. Die vier Heideläufer fanden sich vor der Ringscheibe zusammen, setzten jeder einen Taler ein und begannen den Wettkampf, aus dem Rohrmoser als Sieger hervorging. Er gedachte sofort von seinem Vorrecht Gebrauch zu machen und Eva zu dem ersten Walzer, mit dem die Musik eben einsetzte, aufzufordern. Da sah er und traute seinen Augen nicht, wie der „Alte" Eva an der Hand nahm und mit ihr lostanzte. Schon nach der ersten Runde blieb er stehen, ließ die Musik verstummen und gab der Gesellschaft seine Verlobung mit Fräulein Eva Weber bekannt.

„Wir vier sind alles Esel gewesen", meinte Rohrmoser zu seinen Kollegen, die um ihn standen. „Wir halten hier noch ein Hornberger Schießen ab, nachdem uns der Alte schon den Siegespreis weggeholt hat."

★

Zigeuner.

Skizze von Ernst Herbert Petri.

Auch hier draußen vor der Stadt, wo der Schutt sich zu häßlichen Hügeln türmte, hatte der Frühling seinen Einzug gehalten. Seine Begleitmusik war hier freilich weit lauter als anderswo, denn eine Horde Zigeuner lagerte den Winter über neben den Schutthügeln und feierte nun den Aufbruch zu neuer Wanderschaft.

Die Nachbarn waren darob in zwei Lager gespalten. Die einen schimpften über die Ruhestörung und freuten sich, die Gäste bald wieder los zu werden. Die anderen sprachen von Zigeunerromantik und sahen dem Treiben gern zu.

Sie wurden freilich ein wenig bekehrt, als der Alkohol die Gemüter zu erhitzen begann, als Zigeunerliebe allzu sehr glühte und als ein Dutzend junger Burschen mit Knüppeln, Messern und Revolvern um die Gunst eines Mädchens warb. Da steckten die Städter die Köpfe rasch zum Fenster hinein und riefen das Ueberfallkommando. Das nahm elf schwarzhaarige Burschen mit zerschnittenen Röcken, zerfetzten Gesichtern und blutenden Fingern fest. Doch der zwölfte fehlte, mit ihm der Siegespreis, das Mädchen.

Er hieß Pete. Das junge Ding hatten sie, weil die Horde damals gerade durch Spanien zog, Consuelo genannt. Und nun wollten die beiden zusammen in ein anderes Land wandern, wo die Polizei von ein paar Revolverschüssen nicht so viel Aufhebens machte. Da drüben, weiter im Osten fanden sie sicher einen Stamm, dessen Hauptmann sie aufnahm, Vaterstelle am Mädchen vertrat, dem jungen Burschen den üblichen Backenstreich und den Segen gab, der die Zigeunerehe besiegelt.

Der Weg war lang. Und weil sie ihr Brot verdienen mußten, so gerieten sie auf den Einfall, unter den Dorflinden und in den Wirtshäusern zu tanzen. Sie brauchten nicht zu darben. Denn Consuelos schwarze, glänzende Augen verdrehten den Burschen die Köpfe, und Petes Samthut, den das Mädchen von einem zum anderen trug, war voller Münzen. Das ungebundene Leben gefiel den beiden so gut, daß sie es gar nicht eilig hatten, sich wieder dem Zepter eines Stammeshauptmanns zu unterwerfen.

So kamen sie langsam nach Rumänien, ihrem Ziel. Und jetzt waren es andere Leute, die Pete und Consuelo tanzen sehen wollten. Nun schickten Bojaren und Gutsbesitzer ihre Verwalter: „Kommt heute abend zu uns! Wir haben Gäste, und Ihr sollt tanzen." Dann flogen nicht Kupfer- und Silbermünzen, sondern Banknoten in Petes Hut. Er hatte jetzt Geld genug, um für sich und Consuelo den eigenen Wagen und zwei Pferde kaufen zu können.

Es kam freilich anders. Denn eines Abends tanzten sie vor den Gästen des Fürsten Robescu, und Pete sah, wie der Hausherr Consuelo mit den Augen verschlang. Der Zigeuner wollte zuerst unbekümmert sein, lachen. Doch er konnte es nicht. Denn während er Consuelos Hand hielt, fühlte er, daß sie nicht mehr an ihn dachte. Und er mußte sich beherrschen, um nicht mitten im Tanz abzubrechen, Consuelo mit sich fort zu reißen: „Komm, wir wollen fliehen."

Er tat es nicht, weil er plötzlich wußte, das Mädchen würde ihm nicht folgen.

Drei Tage später verließ Pete das Haus des Fürsten Robescu. Consuelo blieb. In ein paar Monaten, wenn sie zur Dame umgewandelt sein würde, wollte der Fürst sie heiraten. —

Die Monate vergingen. Pete hatte Rumänien verlassen wollen, war von einem Stamm aufgenommen worden, der südwärts zog. Alles, was hinter ihm lag, sollte vergessen sein.

Das ging nicht. Denn als der Frühling in das Balkantal hinabstieg, wo der Stamm den Winter zugebracht hatte, da packte ihn die Sehnsucht, und bei Nacht und Nebel lief er nach Norden. Er mußte Consuelo sehen, er mußte sie locken, sie fragen: „Soll Deine Entscheidung endgültig sein?"

Er hatte sich einen Bart wachsen lassen, und auf dem Gute des Fürsten Robescu erkannte ihn niemand. Er wurde mit Hallo begrüßt: „Morgen heiratet der Herr, und heute ist Polterabend. Da kannst Du tanzen, Zigeuner, und die zukünftige Fürstin wird sich . . ."

Vielleicht wollte man sagen: „. . . sie wird sich über den Landsmann freuen." Doch das Wort blieb unausgesprochen, denn wer mochte heute noch daran erinnern, daß die schlanke Frauengestalt im langen seidenen Abendkleid, die Braut des Fürsten Robescu, eine Zigeunerin war?

Pete selbst hatte den Mut verloren. Wie konnte er daran denken, Consuelo die Frage zu stellen, um deretwillen er gekommen war? Er tanzte ohne Hoffnung, nur weil er sich nun einmal in dieses Haus hinein gewagt hatte und nicht fortlaufen konnte.

Doch allmählich vergaß er, was um ihn war. Er tanzte nur für Consuelo. Er sang ein Zigeunerlied, das er erdacht hatte, als sie im vorigen Frühling nach Osten wanderten. Und er sah, daß Consuelo ihn erkannte. Er sah, wie sie unruhig wurde. Er sah, wie sie weinte.

Die anderen glaubten, es seien die üblichen Tränen einer glücklichen Braut. Doch Pete sang ein paar Worte, die außer Consuelo keiner verstand: „Ich warte auf Dich."

Am anderen Tage vermißte der Fürst Robescu seine Braut. Auch der Zigeuner war verschwunden. Er hatte sich nicht einmal seinen Lohn geholt. — —

Ein Paar wanderte abseits der großen Straße nach Süden. Als der Abend heraufstieg, blieb Pete stehen und wies zum Horizont hinüber: „Dort ist die Grenze. Heute nacht sind wir in Bulgarien, in der Freiheit."

Er sollte sich irren. Denn unmittelbar vor der Grenze liefen sie einem Posten in die Arme, wurden festgenommen. Und Pete wußte sofort, um was es hier ging, denn der Posten rief in die Nacht hinaus: „Hier sind sie!" Der Zigeuner suchte Consuelos Hand: „Bleibst Du auch jetzt bei mir?" Es dauerte ein wenig, bis sie leise antwortete: „Ja."

Doch als sie dann in der Wachtstube vor dem Fürsten standen, schlug sie die Augen nieder. Sie sah dabei ihre von der Wanderung verstaubten, von Zweigen zerfetzten Kleider, und sie schämte sich.

Und dann lag plötzlich ein langes seidenes Abendkleid vor ihr auf einem Stuhl. Es lockte, und die Diamantenschnallen auf beiden Schultern des Kleides blitzten.

Mit überlegener Ruhe fragte der Fürst: „Consuelo, was willst Du auf der Landstraße?" Er streckte ihr beide Hände entgegen, und Consuelo nahm sie.

Pete ging schweigend zur Tür. Niemand hielt ihn auf. —

Ein paar Tage später klagten drüben in Bulgarien Geigen zum Zigeunerbegräbnis. Die Tote freilich fehlte. Sie feierte in Rumänien Hochzeit mit dem Fürsten Robescu.

Akte Jürn Brodersen.

Skizze von Kurt Bock.

Meister seines Geschickes sei der Mensch, vermeint ihr? Ich kann euch den Erweis des Gegenteils mit der Erzählung einer wahren Begebenheit erbringen, — oder, nein, besser lasse ich die brutalen Tatsachen reden, die nüchternen Akten Jürn Brodersen.

Als Vorspiel hier eine notarielle Urkunde aus dem Jahre 1906.

„Im Begriff, zwecks malerischer Erlebnisse Südsee-Inseln aufzusuchen, bestimme ich: daß vor Ablauf von 10 Jahren niemand nach meinem Verbleib forsche, — daß nach 10 Jahren mein Freund, der mitunterzeichnete Rechtsanwalt Doktor Ahlers, Hamburg, mich aufsuche aus Mitteln meines Vermögens, das ihm zur Verwaltung anvertraut ist. Name und Lage meines Reiseziels hinterlege ich beim Konsul zu Soerabaya. Im Falle meines feststellbaren Ablebens oder einer erfolglosen Suche nach meinem Verbleib fällt mein Vermögen bedingungslos an das Museum meiner Heimatstadt, ebenso meine künstlerische Hinterlassenschaft, auch soweit sie in der Südsee auffindbar ist. Unterzeichnet und beglaubigt (Unterschrift)."

Und sodann die Akten aus dem Jahre 1917:

„Reederei Jean B. Straaten, Soerabaya.

Herrn Rechtsanwalt Doktor Birger, Hamburg!

Ihrem werten Briefe zufolge geben wir Ihnen nachstehenden Bericht mit Abschrift der Anlagen über Fahrt und Untergang unseres Schoners ‚Rotterdam II', so weit sie Herrn Rechtsanwalt Doktor Ahlers und dessen Suche nach einem Herrn Jürn Brodersen betreffen. (Unterschrift)."

Am 12. Oktober 1906 beim Deutschen Konsulat, hier, hinterlegtes Schreiben:

„Auf jede nach Ablauf des Jahres 1916, jedoch auf keinen Fall vorher, erfolgende Anfrage nach mir ist mitzuteilen, daß ich zu einer der fünf Nauru-Inseln 178 östlich Greenwich, 4 nördlich Aequator, aufgebrochen bin und dort vorbehaltlos zu verbleiben gedenke. Jürn Brodersen."

Aus dem Logbuche des Schoners „Rotterdam II":

„12. 3. 1917. Auf Wunsch unseres einzigen Passagiers Doktor Ahlers wurde beim Nauru-Archipel die Pinasse mit 6 Mann Besatzung ausgesetzt, um die Inseln nach einem Europäer abzusuchen.

13. 3. 1917. Flaggensignal von einer der Inseln: Gefunden.

14. 3. 1917. Laut Bericht des Obermaaten Sterboom: Nach Landung an der dritten Insel fanden wir am Rande eines Kokoswaldes den gesuchten Europäer in einer Kanakenhütte, die Spuren früherer, besserer Bauart zeigte. Der Europäer war völlig verwildert, sprach nur in uns unverständlichen Lauten der Eingeborenen, die ihn aufgeregt umdrängten. Durch Zufall stießen wir auf einen Kellerzugang, als wir nach einer künstlerischen Betätigung des Europäers, der Maler gewesen sein soll, suchten; dort fand unser Passagier eine große Anzahl von Gemälden, die mir durch ihre grelleuchtenden Farben und die immer wiederholte Darstellung der Sonne und des Sonnenlichtes auf dem Meere auffielen. Die Farben erschienen Herrn Doktor Ahlers und mir als durch eine Mischung von Perlmuschelmehl so stark wirksam. Am nächsten Morgen verstauten wir diese Bilder in der Pinasse und holten den Europäer auf Befehl des Doktor Ahlers an Bord, woran uns die Kanaken weinend zu hindern suchten.

18. 3. 1917. Der Europäer, der sich seit Abfahrt von der Insel ganz teilnahmslos und stumm verhielt, hat sich heute früh 5 Uhr ins Meer gestürzt, offensichtlich in der wahnwitzigen Absicht, zu seiner Insel zurückzuschwimmen. Die Bemannung des sofort ausgesetzten Dinghis konnte nur noch seinen Tod durch einen Hai feststellen."

Bericht der Fregatte H. M. S. „Viktoria", Heimathafen Sydney:

„Am 22. 3. 1917 fingen wir nach einem fünfstündigen Taifun SOS-Ruf aus Südwest auf und richteten nach sofort umgelegten Kurs und etwa vier Seemeilen Fahrt einen havarierten Schoner, der bei Rettungsmanövern als die ‚Rotterdam II' aus Soerabaya festgestellt wurde. Das Wrack hing leck geborsten auf einem Korallenriff. Bei beruhigter See enterten wir auf und bargen den Schiffsjungen Peer

Räderdahl und die Schiffspapiere. Die Mannschaft hatte laut Aussage des Jungen das Schiff in einer Dampfpinasse verlassen, die jedoch kurz darauf im Orkan kenterte, wobei nur der Junge den Schoner schwimmend wieder erreichte. Während wir Anker lichteten, versanken die Schiffstrümmer vollends. Der Junge wurde am 6. 4. 1917 dem schwedischen Konsul Sydney übergeben."

„Flaschenpost, gefischt 16. 6. 1917 an der australischen Nordküste: An Bord Schoner ‚Rotterdam II', 22. 3. 1917, 169 östl., 3 südl. An Senat Hamburg, Deutschland. In Taifun gestrandet. Letzten Gruß an Frau. Jürn Brodersen tot.

Rechtsanwalt Doktor Ahlers."

Hamburger Kurier, 12. 5. 1917.

„Verbürgte Nachricht aus Java gibt uns leider die traurige Gewißheit, daß nicht nur der Maler Jürn Brodersen, bekannt als Sohn unserer Stadt und unerreichter Bildner unserer Küstenlandschaft und See, sondern auch der Anwalt Doktor Ahlers der Südsee zum Opfer gefallen sind. Brodersen zog sich vor vielen Jahren in die geheimnisvolle Urwelt Ozeaniens zurück, um dort künstlerisch neue Wunder zu erleben und maltechnisch neue Möglichkeiten zu erlernen, ist jedoch fern aller Kultur völlig dem mörderischen Klima und der Wildnis anheimgefallen, indem er scheinbar nach und nach seinen früheren Menschen vergaß und verlor und in den paradiesischen Urzustand der Menschen jener Breiten gänzlich aufging. Die Schöpfungen seiner ersten Jahre dort, die sich noch anfanden, ainaen bedauerlicherweise verloren, indem das Schiff, mit dem unser Doktor Ahlers einer seltsamen, von Brodersen bei seiner Abreise erlassenen testamentarischen Verfügung zufolge erst nach zehn Jahren den Verschollenen aufsuchen durfte, in einem Taifun unterging. Der Maler war nach mühseligem Suchen in völlig verblödetem Zustand gefunden worden und mußte mit Gewalt entführt werden. Er verunglückte bei dem Versuche, zur Insel zurück zu schwimmen. Dem Vermächtnis gemäß fällt die gesamte Hinterlassenschaft des Künstlers mit ihren reichen Kunstschätzen dem Heimatmuseum unserer Stadt zu."

— — — — —

Wer ist nun der Meister dieses Schicksals und führte es um Menschheitsjahrtausende zurück ins Dunkel der naturnahen Triebe, eines fast pflanzlichen Werdens und Vergehens? Etwa der Mensch? Oder aber jene heilige Gewalt, die in des Menschen Kunst ewige Sehnsucht mit dem Stückwerk der Endlichkeit grenzt?

Die Trompete von Vionville.

Ein Gedenkblatt von Albert Maaß-Hagen.

Der Tag ist hell und heiß, und die Sonne steht mit besonders starkem Glanz am Himmel. Die Kalender verzeichnen den 16. August 1870, und es ist Krieg zwischen Frankreich und Deutschland. Im Elsaß, das sommerlich blüht, stehen die feindlichen Armeen gegeneinander.

Die deutschen Armeen schlugen die Franzosen bei Colombey-Nouilly und wollen nun Metz haben. Bei aufbrechender Sonne schon sind ihre Kavallerie-Divisionen über die schimmernde Mosel gegangen. Zwischen den Hügeln bei Flavigny stoßen sie auf Franzosen. Und sie ahnen, daß es vielleicht wieder eine Schlacht geben wird. —

Die Sonne brennt, und die Wälder um Flavigny beginnen sich leise zu färben. Die 5. preußische Kavallerie-Division steht bereits an der Straße von Vionville nach Marslatour, und auch die Infanterie ist längst über die Mosel. Die 52er drängen auf Rezonville. Eine französische Kavallerie-Brigade wird ihnen entgegengeworfen. Aber sie stürzt im preußischen Feuer zusammen. Die französischen Korps Frossard und Canrobert springen ein. Die 5. preußische Infanterie-Division wird ihnen quer in den Weg geworfen.

Die Schlacht ist da. Viel sommerliches Gras wird rot.

Als die 6. preußische Infanterie-Division eingreift, fallen Flavigny und Rezonville. Dann reitet die 6. preußische Kavallerie-Division in die Front ein. Sie alle halten stand.

Aber das 3. preußische Korps auf dem rechten Flügel verblutet fast gegen die feindliche Uebermacht. Viele Musketiere beißen ins grüne Gras. Nun stehen 138 000 Franzosen gegen 67 000 Deutsche. —

Der große, blonde Meier von den 7. Kürassieren sitzt im Sattel und klopft den Hals seines weißen Pferdes. „Ein verdammter Mist, Liese", sagt er und sieht sich um.

Alle Kürassiere sitzen in den Sätteln, und ihre weißen Uniformen leuchten in der Sonne wie frisch gefallener Schnee.

Links von ihnen sind die 16. Ulanen ebenfalls aufgesessen.

Die Kavallerie muß verharren. Sie hat keinen Befehl zum Angriff. Der Infanterie-Kampf wird heißer und heißer. Links das 10. Korps hält die Straße Vionville-Marslatour. Aber rechts das 3. Korps ist bald verblutet.

Da klingen Kavallerie-Signale auf. Befehle zur Attacke. Die 5. und 6. Kavallerie-Division rasen los. Aber die französischen Kugeln sind scharf und treffen.

Die Attacken zersplittern. Die eigene Infanterie atmet schwer. Sie schreit wie vor dem Tode nach Entlastung.

Dann kommt ein Befehl, sachlich, knapp und kalt. „Die Kavallerie-Brigade Bredow attackiert und überrennt auf jeden Fall die feindliche Infanterie."

Der blonde Meier macht ein grimmiges Gesicht. Er weiß, was dieser Befehl bedeutet. Er denkt auch nach Hause. Seine Eltern wohnen an einer kleinen Straße, wo Lindenbäume stehen, die eben mit Blühen fertig sind. Aber Befehl ist Befehl.

Dann klemmen sie sich in die Sättel, sechs Schwadronen der 7. Kürassiere und der 16. Ulanen.

Nun bläst der Kürassier-Trompeter Binkebank das Angriffs-Signal. Die Sommersonne spiegelt sich lächelnd in dem gelben Glanz der Trompete.

Dann zittern die Flanken der Pferde, weil die Sporen schmerzen. Sechs Schwadronen rasen los. Lanzen tief! Hinein in die französische Infanterie! Die eigenen Fußtruppen müssen Luft haben, viel Luft, wenn sie nicht verbluten sollen.

Wie eine wilde Jagd rasen die Schwadronen vorwärts. Das feindliche Feuer verzehnfacht sich. Es frißt die Kürassiere und Ulanen von den Pferden und wirft auch die Pferde auf den blühenden Erdboden.

Die Palasche glänzen im Sonnenlicht und glänzen immer noch in der Sommersonne, wenn sie am Boden liegen. Die Reiter, die noch in den Sätteln sitzen, haben verbissene Gesichter. Ihre Lanzen rennen in Leiber und ihre Säbel zerhacken manch feindlichen Schädel. Meier sagt: „Verdammt!" und haut um sich. Die Pferde wiehern angstvoll. Aber die blanken Sporen treiben sie vorwärts. Drauf, immer drauf! Nicht denken! Schlagen, reiten, schlagen!

Dann wird die französische Infanterie überritten. Knäuel von Menschen und Pferden wälzen sich. Die Attacke ist 3000 Meter lang. Sie rast bis in die französischen Geschützstellungen hinein.

Auf dem Feld der Attacke sickert unaufhörlich deutsches und französisches Blut in die Erde Lothringens. Menschen und Pferde schreien. Die Sonne hört nicht auf zu scheinen. Und durch die Wälder auf den Hügeln geht der Sommerwind.

Da werfen die Franzosen der deutschen Kavallerie noch einmal soviel Kavallerie entgegen. Und nun erst weichen die Reste der Bredowschen Brigade langsam zurück.

„Zum Sammeln blasen!"

Der Kürassier-Trompeter Binkebank setzt die Signaltrompete an den Mund. Aber das ist kein Signal, das da ertönt. Es ist nur ein heiserer, schmerzvoller Schrei. Weiß die Trompete auch von den vielen, die gefallen sind?

Und als Binkebank die Trompete absetzt, sieht er, daß sie vom feindlichen Blei durchlöchert ist. Deshalb ist ihre Sprache nur noch kurzatmig, verstümmelt und schrill.

Doch sie sammeln sich, die Kürassiere und Ulanen, hinter der eigenen Infanterie-Linie, langsam, wie verkrampft, meist mit gesenkten Häuptern und mit blutigen Säbeln und Lanzen.

Die Hälfte von denen, welche die Attacke ritten, ist gefallen. Binkebank läßt die Trompete an die rechte Hüfte hinabgleiten. Es ist die Trompete von Vionville. —

Du, der du dies liest, kannst diese Trompete auch heute noch sehen. Ich weiß, daß du darüber erstaunt bist.

Damals hatte man anfangs die Löcher der Trompete verlötet, auf daß man sie weiterhin verwenden könnte. Aber als Freiligrath sein Gedicht veröffentlichte und einer ganz einfachen Signaltrompete zu einem gewissen Ruhm verhalf, da hat man die Verlötung wieder abgekratzt.

Diese Trompete siehst du heute in Halberstadt, der ehemaligen Garnison der 7. Kürassiere. Dort wird die Trompete von Vionville in der ehemaligen Paulskirche aufbewahrt. In ihrem Leib sind die Löcher, die das französische Blei bei Vionville riß, und um ihren Hals ist eine Kordel gewunden, deren beide Troddeln still herabhängen. Mit dieser Trompete rief Binkebank bei Vionville die Reste der Bredowschen Brigade zusammen.

Er selbst ruht auf dem Halberstädter Friedhof. Dort bestattete man ihn am 25. Mai 1879. Nicht ganz neun Jahre später war er seinen bei Vionville gefallenen Kameraden gefolgt.

Grauen / Nach eigenem Erlebnis erzählt vor J. W. Wolnogorsky

Der Schäfer fuhr von seinem Lager empor. Langsam kehrte beim Anblick der ihn umgebenden grauen Wände der Gefängniszelle seine Erinnerung zurück. Im Geist erlebte er noch einmal die Szene des gestrigen Tages.

Gegen Mittag war ein Schließer gekommen und hatte ihn zum Revolutionstribunal geführt. Nur kurz war die Verhandlung. Eine einzige Frage richtete der Vorsitzende an den jungen Offizier: „Sie sind ein Offizier der Armee des General Kornilow?" Auf die bejahende Antwort hatte sich der Schriftführer erhoben und das Urteil, das bereits ausgefüllt war, verlesen. Es lautete: „Leutnant W. ist als Feind der Volksregierung zu erschießen. Das Urteil wird innerhalb dreier Tage vollstreckt." Dann wurde der junge Mann wieder abgeführt. Auf dem Korridor begegnete er einem anderen Schließer, der einen alten, weißbärtigen Herrn führte. Mit Hochdruck arbeitete die Tscheka.

Ein plötzlicher Lärm riß den Verurteilten aus seinen Betrachtungen. Eilige Schritte wurden hörbar; dann erscholl ein lauter Ruf: „Lebt wohl, Kameraden, auf ewig!" Flüche, lautes Schreien, dann wurde es still.

Abermals hatte man einige Gefangene zur Erschießung fortgeführt. Eine jähe Angst erfaßte den Zwanzigjährigen. Sein junges Blut sträubte sich gegen den Tod. Wie ein wildes Tier saß das Grauen in der Ecke und starrte ihn an. Nun sprang es mit einem wilden Satz und faß gleich darauf auf seiner Brust. Ein wahnsinniger Schrei rang sich von den Lippen des Gefangenen. Nicht mehr der Ton einer menschlichen Stimme, ein heiseres Brüllen und Stöhnen war es.

Als ob es ein Zeichen gewesen wäre, erhob sich auf allen Seiten dasselbe Geschrei. So viele erwarteten den Tod. Die überreizten Nerven hatten nur dieses Anstoßes bedurft. Wie ein Höllenkonzert klang dieses Heulen und Schreien, in das sich hie und da ein heiseres, hysterisches Lachen mischte. Mit vor Entsetzen erstarrten Zügen lauschte der junge Leutnant dem Brüllen, das sein Grauen nur verdoppelte. Brüllend rannte er in seiner engen Zelle auf und ab, stieß sich den Schädel an den Wänden wund, ohne es zu spüren, und riß sich die Kleider von der Brust, im Kampfe mit dem wilden Tiere, dem Grauen, das da saß.

Wütend riß der Schließer die Tür zur Zelle auf. „Schweig, Kerl!" schrie er den jungen Mann an. Mit irrsinnig flackernden Augen starrte dieser den jungen Mann an. „Sie kommen, sie kommen", heulte er laut auf und sprang mit einem Satz zur Tür hinaus. Ein Kolbenschlag streckte ihn zu Boden, wo er ohnmächtig liegen blieb.

Tiefe Finsternis umgab den wieder aus seiner Besinnungslosigkeit Erwachenden. Er hörte leise, unterdrückte Stimmen und fühlte tastende Hände. Mühsam unterdrückte er einen Schmerzensruf, als er den brennenden Kopf in die Höhe hob. Durch das Guckloch der Zelle fiel ein matter Schein, der sich wie ein Kegel in die Zelle bohrte. In dieser fahlen Beleuchtung erkannte er den Ort, an dem er sich befand. Es war die „Kamera Smerti", die Todeskammer, eine hohe Zelle mit starker, eiserner Tür und ohne Fenster.

Doch sonderbar; nicht das geringste Grauen fühlte der junge Mann, nun sein Schicksal entschieden war. Gleichgültig streifte sein Blick die Gefährten. Vier von ihnen trugen Offiziersuniform, der fünfte war ein Zivilist, ein alter Herr mit langem, grauen Bart. Das war derselbe alte Mann, den der junge Offizier auf dem Gange getroffen. Wie einem alten Bekannten nickte er ihm zu, während ein knabenhaftes Lächeln um die weichen Lippen spielte.

Kapitän Bogomasov lief wie ein Wahnsinniger in der Zelle auf und ab. „Sich ohne Widerstand hier abschlachten lassen zu müssen, geht über meine Kräfte", stöhnte er und packte in wildem Zorne einen aus der Mauer ragenden Ziegel, daran rüttelnd. Da gab dieser nach und blieb in seiner Hand. „Damit schlage ich den ersten, der diese Zelle betritt, zu Boden," frohlockte der Kapitän, „ich will Begleitung haben auf dem Wege ins Jenseits."

Still kauerten die anderen auf der Erde.

Die Tür wurde geöffnet, und ein Tschekist betrat die Zelle. Blitzschnell sprang Bogomasov auf ihn zu und schmetterte ihm den Ziegel an den Kopf. Der Mann taumelte zurück, wobei das Gewehr und die Lampe seinen Händen entglitten. Hastig wurde die Tür hinter ihm zugeschlagen. Dann erschien das bärtige Gesicht eines Aufsehers im Guckloch, und eine rauhe Stimme rief: „Ergebt Euch, sonst schießen wir in die Zelle."

Statt jeder Antwort stieß Bogomasov das Gewehr, das er schnell aufgerafft, dem Manne ins Gesicht. Laut aufbrüllend taumelte der zurück.

Wildes Geschrei klang aus dem Korridor in die Zelle, dann krachten einige Schüsse durch das Guckloch herein. Da sich die Gefangenen jedoch eng in die Ecken gedrückt hatten, wurde niemand getroffen. Die dem Tschekisten entfallene Laterne vor Treffern schützend, verhielten sich die Männer ruhig. Nach einer Weile wurde die Türe vorsichtig geöffnet, und ein Mann steckte den Kopf herein, um sich von der Wirkung der Schüsse zu überzeugen. Bogomasov schmetterte den Mann mit dem Kolben des Gewehres zu Boden. Unter wilden Flüchen wurde die Tür wieder zugeschlagen, nachdem man den Getroffenen auf den Gang gezerrt. Dann herrschte eine Weile Stille.

Nun erschien eine Hand in dem Guckloch, und ein kleiner, runder Gegenstand fiel zu Boden. „Eine Handgranate", schrie Leutnant W. und stürzte auf dieselbe. Mit einem Fußtritt schleuderte er sie in eine Ecke, wo sie krachend explodierte. Einige unterdrückte Schmerzensschreie ertönten. Leutnant W. fühlte etwas Warmes über sein Kinn fließen. Ein Splitter hatte ihn getroffen und leicht verletzt. Weitere Handgranaten folgten, Schüsse fielen, doch die Männer wollten sich nicht ergeben.

Die Tschekisten zogen sich etwas zurück, um zu beraten. Da ertönten laute Ausrufe, eilige Schritte näherten sich. Dann stürmten die Soldaten davon, und bald herrschte tiefe Stille.

Stunde um Stunde verging, und noch rührte sich immer nichts. Das Licht der Gefangenen erlosch. Stumm und apathisch lagen die Leute auf der Erde, nur Bogomasov stand an der Tür und horchte, um jede Annäherung der Feinde sofort zu melden.

„Sie kommen wieder", flüsterte er mit einem Male. Rasch sprangen die Männer empor und stellten sich wieder in die Ecken. Dumpfes Schreien und Lärmen drang von draußen herein. „Horch", sagte da einer der Leute. Deutlich waren Rufe wie „Umsturz, Aufstand" zu vernehmen. Gleich darauf donnerte jemand an die Tür der Todeszelle. „Ist hier jemand darinnen?" rief es; dann wurde die Tür aufgerissen. Ein alter, weißbärtiger Herr in der Uniform eines Obersten stand im Lichte der Fackeln auf der Schwelle.

„Vater!" rang sich ein Ruf von den Lippen des jungen Offiziers, dann sank er ohnmächtig zu Boden.

Das Bild.

Skizze von Agnes Harder.

Anna Wredem stand vor ihrem eigensten Besitz, vor einer Bildskizze, die über ihrem Schreibtisch hing. Morgen würde sie die Heimat verlassen, das alte Gutshaus, das vor dem Kamm des Isergebirges lag, und zu ihrer Freundin Lucie nach München gehen. Die Mutter hatte gedrängt, daß sie die Einladung annähme. Lucie war vor dem Krieg ihr ständiger Feriengast gewesen, hatte mit ihnen geweint, als die Nachricht aus den Karpathen kam, daß der Bruder Werner gefallen, in dem alle ihren künftigen Gatten gesehen hatten. Sie hatte sich dann als Erzieherin herumgedrückt, während Anna bei der Mutter blieb, die den Mann und nach ihm das Gut verlor, bis auf das alte Haus, das zu unmodern war für den neuen Besitzer. Nun hatte Lucie geheiratet, war in gute Verhältnisse gekommen und wollte die Freundin bei sich haben. Die, sehr einsam geworden, hatte schließlich angenommen.

Aber der Abschied von dem Bild wurde ihr schwer. Es war mit der kleinen Hinterlassenschaft des Bruders aus dem Felde gekommen. Der letzte unvollendete Brief sprach von einem rasch gewonnenen Freunde, einem jungen Maler. Durch den Namen war die Kugel gegangen. Wahrscheinlich war er an seiner Seite gefallen. Die Skizze war wohl noch naß eingepackt, im Vordergrund, wo der lehmige Viehweg auf die grüne Matte mündete, verwischt. Weiße Schneeberge, über denen eine Gewitterwolke stand, heranstürmend wie Jugend im Krieg, Schatten werfend auf das junge regennasse Gras, das, wo es noch im Sonnenschein lag, so frisch blickte wie Frühling. Eine Sandkaule darin, das offene Gatter ganz im Vordergrund in Erwartung der Herde. So unmittelbar war das gegeben, so stark, ohne jegliche Staffage, mit so kecker Hand hingesetzt, daß man die Freudigkeit der Jugend fühlte, die dahinter stand. Das kleine Bild, dessen Landschaft entfernt an die der Heimat erinnerte, war zu Anna Wredems Frühlingserlebnis geworden, umfaßte das Gedenken des Bruders und die Sehnsucht nach Sturm und Leidenschaft.

Sie hing ein seidenes Tuch vor, ehe sie ging. —

Lucie Altdorf empfing sie am Bahnhof und brachte sie in das eigene kleine Landhaus in dem Vorort. Erstaunt sah Anna auf die Wände, die mit Bildern behängt waren, deren Zusammenhang mit Kunst schwer zu erkennen war.

„Sammlung meines Mannes. Keine neue Schackgalerie, wie Du siehst. Aber die Not unter den Malern ist groß. Winfried kauft aus Mitleid. Der Name belastet ihn."

„Ich dachte, Dein Mann sei Kaufmann?"

„Im Nebenberuf. Er geht noch jeden Vormittag zwei Stunden in sein Büro, worauf ich sehr achte. Uebrigens hat er versprochen, heute zum Abendbrot zu kommen, Deinetwegen. Wenn die Kunstausstellung eröffnet ist, sehe ich ihn meist sehr spät." — Lucie sprach mit dem Selbstgefühl des armen herumgestoßenen Mädchens, das eine wohlhabende Frau geworden ist.

Am Abend kam ein angehender Fünfziger, der einen guten Eindruck machte, viel redete und von seinem neuen Bild schwärmte.

„Sie müssen nicht nach den Wänden sehen, Fräulein Wredem. Dies ist eigentlich mein erster Ankauf, weil er der erste nach meinem Herzen ist. Das da stoße ich später an die Provinz ab. Lucie, ich erwarte die Damen morgen um zwölf in der Kunstausstellung. Wir essen dann mit dem Maler zusammen im Parkhotel. Vorher keinen Namen und kein Wort. Ueberraschung."

Am nächsten Tage bugsierte Altdorf seine Frau und ihre Freundin, die das Menschengedränge im großen Saal ganz stumm machte, nach einem der Seitenkabinette. Aber auch hier verstellten Menschen den Blick auf „sein" Bild. Schon winkte er einem großen, etwas schwerfälligen Manne, der sich mit schleppendem Bein herbeischob, als der Blick frei wurde. In diesem Augenblick stieß Anna einen leichten Schrei aus und wankte. Der Fremde, der indessen herangekommen war, stützte die sich gleich wieder Fassende.

„Oiten, was sagen Sie zu der Wirkung? Die Freundin meiner Frau, Fräulein Anna Wredem aus Schlesien. Der Schöpfer meines Bildes, Fritz Oiten."

„Sie", sagte Anna tonlos und deutete auf das Bild. Es war ihr Bild, war der verflossene Frühling ihres Lebens — aber verändert, breiter, satter, die Wolken trächtiger, schwärzer, die Berge klarer, die Weide durstig. Es war Sommer auf diesem Bild.

Er hielt ihre Hand.

„Seine Schwester. Und ich kam nicht. Ich fragte nicht. Aber ich werde Ihnen alles erklären. Ich werde —"

Altdorf, der leicht ungeduldig wurde, wenn er nicht sprach, kam auf sein Bild zurück.

„Sollte man nicht meinen, im nächsten Augenblick würde ein sahnefarbener Simmenthaler Stier im offenen Gatter stehen?"

Aber Oiten sagte nur ernst: „An jenem Tage ritt durch dieses Gatter der Tod." —

Die Unterhaltung beim Mittagessen bestritt das Ehepaar. Aber als man in der Halle den Kaffee trank, besann sich Lucie auf ein paar Besorgungen, und ihr Mann ging noch einmal in die Ausstellung zurück. So waren die beiden allein.

„Ich will Ihnen beichten, Anna Wredem. Denn Sie können nicht verlangen, daß ich Sie anders nenne als Ihr Bruder. Ich kenne Sie ja so gut durch ihn, Sie und auch Ihre Freundin, obwohl ich Sie beide heute zum erstenmal sehe. Ich kam nach dem Gefecht verwundet ins Lazarett." Er wies auf seinen Fuß. „Es dauerte sehr lange. Knochensplitter. Mein Gemüt umdüsterte sich. In der Etappe, in die man den Krüppel sandte, wurde es nicht besser. Malen mochte ich nicht mehr. Ich wurde ein schlapper, elender Kerl." Sie wollte ihn unterbrechen, aber mit einem Lächeln fuhr er fort: „Stimmt schon, ist aber Vergangenheit. Vor zwei Jahren half mir die Mutter Natur, daß ich wieder zu mir selber kam. Da malte ich jenes Bild, wollte einfach anknüpfen, nach zehn Jahren, wußte gar nicht, daß ich wirklich anknüpfen würde, daß —"

Er schwieg. Tränen standen in seiner Stimme. Da erzählte sie ihm, was ihr die Skizze geworden war in der Zeit.

Als man sich trennte, hatte Oiten um die Erlaubnis gebeten, Anna München zu zeigen.

„Wenn Sie sie selbst jedesmal bei mir abliefern wollen und zum Abend bleiben? Denn mir scheint, etwas von der Vergangenheit gehört auch mir."

„Dir gehört die Gegenwart, das Bild", sagte Altdorf eifrig, und seine Frau freute sich, einen Schimmer von Eifersucht in seiner Stimme zu hören. —

Es wurden echte Sommerwochen, hohe Zeiten des Jahres. Selbst Altdorf wußte nicht, daß es in München so viel zu sehen gab. Am letzten Tage standen Anna und der Maler noch einmal vor dem Bilde in der Kunstausstellung.

„Seltsam, mein Frühling ist zum Sommer geworden."

Er nahm ihre Hand.

„Willst Du ihn hüten, Anna? Willst Du meinen Sommer betreuen wie den Lenz — nur im Leben, nicht im Bilde?"

„Ich will", sagte sie ernst. Als sie hinausgingen, stützte er sich auf ihren Arm. „Wir sagen es erst der Mutter", bat sie. Aber als Oiten sie auf die Bahn brachte und im Schlafabteil verstaute, lächelte sie listig.

„Wenn ich zu Deiner Hochzeit komme — bitte, nicht abwehren — mußt Du mir das Jugendbild von Werner schenken, das mit den Kinderlocken. Ich brauche es zu erzieherischen Zwecken bei meinem Mann."

Dann küßte sie sie und sprang hinaus. Aber als der Zug aus der Halle fuhr und sie nur noch die roten Lichter am letzten Wagen sah, nahm sie das Taschentuch vor die Augen.

„Werner", schluchzte sie in sich hinein, „der Frühling — die Liebe."

Die Versuchung.

Skizze von Wilhelm Lennemann.

Der Großbauer hatte zwei Söhne, Zwillinge. Er wußte nun nicht, wem er nach seinem Tode den Hof überlassen sollte. Denn ungeteilt mußte er die Erde dem Erben übergeben, und einer nur durfte Bauer sein, König und Herr. Das verlangte ein altes ungeschriebenes Gesetz. Das Hofrecht ist wichtiger als der Mensch. Der Mensch geht; aber der Hof bleibt und wächst in die Jahrhunderte hinein.

Und darum war der Bauer in Nöten; denn beide Söhne standen im gleichen Recht und seinem Herzen gleich nahe, waren auch beide aus gleichem Holz geschnitzt und jochten in Bauernfron von Jugend an.

Da kam ihm ein Gedanke. Er rief seine beiden Söhne und sprach zu ihnen: „Ich komme in die Jahre, da ich den Hof lassen muß. Beide habt Ihr ein gleiches Anrecht auf ihn. Ich halte es deshalb für recht und billig, daß Ihr auch beide Erbe seid. Ich werde also den Hof teilen und jedem sein Anrecht zumessen. Morgen um diese Stunde sagt mir Eure Meinung dazu."

Diese Worte waren für die beiden Söhne wunderlich genug. Hatte doch seit Menschengedenken im Dorfe kein Bauer seine Erde geteilt. Also gingen sie jetzt in Wirren und suchten eine Antwort zu der Frage des Alten. Der eine von ihnen, der wohl zu rechnen verstand, daß die Hälfte mehr ist als gar nichts, fand vor Schlafenszeit eine Lösung, die ihm eine ruhige Nacht gab; der andere aber, schwerblütiger und erdhafter, ging mit quälenden Gedanken in seine Kammer. Er hatte aber den Tag über hinter dem Pfluge gestanden, war rechtschaffen müde und glitt bald hinüber in Schlaf und Traum ... Da hörte er harte Schritte in seiner Kammer, und als er die Augen auftat, standen Männer vor seinem Lager, Bauern im blauen Kittel, und wiesen alle dieselben schmalen kantigen Gesichter wie sein Vater. Und einer trat vor und sprach: „Wir sind Deine Väter und Väter-Väter. Deine Nöte haben uns an Dein Lager gerufen, daß wir Dir Antwort geben auf Deine bange Frage. Siehe: Ein Hufe erhielt Dein Urahn und eine leere Hofstelle, da er als Reiter nach dem großen Kriege ins tote Dorf kam und Bauer wurde und das Schwert mit dem Pfluge tauschte. Zwei Hufen ließ er seinem Sohne. Und wir alle haben im gleichen Recht und gleicher Pflicht gestanden, der Erde in Treuen gedient und sie ungeteilt dem Erben gelassen. Wir dachten nicht an uns. Wir zinsten der Erde, daß sie in die Jahrhunderte wachse."

Alle die toten Bauern traten dicht an das Lager des Jungen und sahen ihn mit harten Augen an. Wieder fragte sein Richter: „Bist Du ein Bauer und willst unsere Scholle zerschlagen um Deines Nutzens willen?"

Und ein zweiter rief: „Bist Du ein Bauer und willst uns vor dem ganzen Dorfe zum Gespött machen?"

Und ein dritter fragte: „Bist Du ein Bauer und willst die Mühen und Nöte von dreihundert Jahren hinwerfen wie einen Dreck?"

Und der vierte schrie: „Bist Du ein Bauer und willst Schacher treiben mit dem Schweiß Deiner Ahnen?"

So trat ein jeder vor und drohte mit harter Anklage. Sie lagen wie Brocken grober Bauernerde auf dem Jungen, daß sie ihm fast den Atem nahmen. Und da riefen alle die Bauern und streckten die Fäuste gegen ihn: „Wir nehmen Dich nicht an! Wir nehmen Dich nicht an! "

Einen Schrei tat der Junge ... und erwachte. Er wußte nun, was zu tun auch ihm Pflicht und Recht war, um seiner Erde und um seines Geschlechtes willen.

Da zum Nachmittag der Vater die Söhne zu sich rief, sprach der eine: „Da mein Bruder mit mir dieselben Erbrechte besitzt, wäre es ein Unrecht von mir, ihm seinen Anteil zu rauben; ich nehme also Deinen Vorschlag an: Wir teilen."

„Du hast klug gesprochen", sagte der Vater und sah den anderen Sohn an. Der stand da, hart und eckig, wie seine nächtlichen Besucher: „Ich kann nicht!" sagte er dumpf.

„Was kannst Du nicht?"

„Ich zerschlage den Hof nicht."

Der Bauer sah ihn groß an, erstaunt und mit glimmenden Augen, und sprach jedes Wort betont und bedächtig: „So willst Du, daß ich den Hof ungeteilt Deinem Bruder gebe?"

Und ebenso fest kam die Antwort: „Das steht bei Dir."

Noch eine Frage tat der Alte: „Und willst Knecht Deinem Bruder sein auf der Erde, da Du Bauer und Herr sein könntest?"

Da wandte sich der Junge in Schmerz: „Der Hof gilt mehr denn mein Leben."

Sprang der Alte auf und hielt seinen Jungen und stand wie ein Priester am Hochaltar: „So weiß ich nun, was der Hof fordert: Du sollst sein Erbe sein von einem Ende bis zum andern; denn Du hast die Scholle lieber als Dich selbst. Und nun komme, daß ich dem Vieh und dem Hofe sage, daß Du Bauer und Herr bist von heute an!"

Die Schwiegermutter des Senators braucht Geld.

Es ist eine alte Geschichte, nur daß sich bis jetzt wenige Menschen darüber aufgeregt haben, weil die Vereinigten Staaten reich genug waren, um sich den Spaß erlauben zu können: Jedem Senator steht die Befugnis zu, fünf von der Regierung bezahlte Angestellte zu beschäftigen. Leider griffen hier bald Mißstände Platz. Eine regelrechte Vetternwirtschaft blühte. Jetzt, wo die Allgemeinheit am eigenen Leibe die Wirtschaftskrise verspürt, nimmt sie zu dieser Angelegenheit kritisch Stellung. So wurde kürzlich bekannt, daß der Senator für Arkansas, T. Robinson, nur zwei seiner Mitarbeiter in Washington beschäftigt. Der dritte ist sein Schwager, ein reicher Bankier in Little Rock, der fast nie in die Hauptstadt kommt. Der vierte verdankt sein gutes Gehalt der Tatsache, daß der Senator sein Onkel ist. Ein Skandal aber ist es, wenn Robinson das fünfte Angestelltengehalt in Höhe von 12 000 Mark im Jahr seiner hochbetagten Schwiegermutter zukommen läßt, die nichts dafür leistet.

300 000 Billionen Elektronen pro Sekunde.

Die größte Senderöhre der Welt besitzt — wie Ernst Descowich in der „Technik für alle" ausführt — die Großstation Rugby, die das britische Mutterland mit den Dominien verbindet. Die Eingangsenergie entspricht dem Strombedarf einer kleinen Stadt. Die Senderöhre besteht nur aus Stahl, Kupfer und Porzellan. Das Glas fehlt völlig. Auf einer Grundplatte von zweieinviertel Quadratmeter Umfang erhebt sich drei Meter hoch ein Zylinder von 36 Zentimeter Dicke. Ohne die Grundplatte wiegt die Radioröhre mehr als tausend Kilogramm, die Anode — ein hohler Stahlblock von 66 Zentimeter Länge und 36 Zentimeter Dicke — allein über drei Zentner. Neun auswechselbare Sektionen, von denen jede durch einen anderen Heizdraht bedient wird, bilden das Gitter. Der hineingepumpte Strom von 500 Ampère bewirkt einen Emissionsstrom von 160 Ampère, was einem Elektronenfluß von dreihunderttausend Billionen Elektronen in der Sekunde entspricht. Dieser Riesenapparat wurde erst dadurch ermöglicht, daß man nicht mehr auf das in Luftpumpen verwendete Quecksilber, dessen Verdampfung das Hochvakuum verschlechterte, angewiesen war und dafür in Oeldestillaten, die wenig Dämpfe entwickeln, durch Zufall einen geeigneten Ersatz fand.